

## Braucht das Christentum eine Liturgie?

Ich möchte Sie zu Beginn auf einen hohen Berg führen, einen schroff abfallenden Felsen über dem Meer, den Monte Tiberio auf der Insel Capri. Dort oben lag die schönste und größte der Planeten-Villen des Kaisers Tiberius, die Villa Jovis; von ihren Terrassen blickte man auf einen mächtigen Minerva-Tempel, der auf dem Festland lag und von dem kein Stein erhalten ist. Auch die Villa Jovis ist bis auf ihre Grundmauern ausgeräubert; einige schöne Marmorböden aus den Salons des Palastes hat man in den Dom von Capri überführt; was die Bauern, die aus Marmor Kalk brannten, an Statuen übriggelassen haben, steht im Museum. Tiberius galt in den vergangenen Jahrhunderten als eine Art Teufel wie Nero, womit man ihm sicher Unrecht getan hat, aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß er in dem Jahr, als sein Prokurator Pilatus die Hinrichtung Jesu gestattete, hier oben residierte. Ein Erdbeben zerstörte in diesen Jahren den Leuchtturm der Villa Jovis. Die Tradition sieht diesen Leuchtturm, dessen Ruinen noch stehen, in unterirdischen Linien mit Golgatha verbunden. Und so war es dann naheliegend, inmitten des versunkenen Palastes auf der Bergspitze eine kleine Kapelle zu bauen, mit einem Zimmerchen daneben, in dem ein Einsiedler wohnte. Diese Kapelle wird heute nur einmal im Jahr geöffnet, zum Fest Mariae Namen am 8. September, das in Neapel unter dem Namen *Madonna di Piedigrotta* eines der Hauptfeste mit großem überbordendem Volksfest ist. Dann wird das Kapellchen mit Glühbirnen wie ein Karussell geschmückt, der Hochaltar ertrinkt in Gladiolen, das Ölbild der Madonna erscheint noch schwärzer und verrußter in der frischen Blütenpracht. Den Rest des Jahres laufen die Mäuse durch den verlassenem Raum und nagen sich Zugänge in die Schubladen der Sakristei.

In einer Zeit meines Lebens, in der ich mich viel in Capri aufgehalten habe, besuchte mich jedes Jahr ein englischer Priester, der in Genua lebte. Er gehörte zu den Priestern, die man an ihrer Kleidung erkennt und die auch in Süditalien selten geworden sind. Bei den Geistlichen in Capri war man von dem Mann in Soutane noch weniger erbaut, als man hörte, daß er allen Ernstes gedachte, jeden Tag allein eine heilige Messe zu zelebrieren, obwohl man seinen religiösen Skrupeln so weit entgegenzukommen bereit war, daß man ihm anbot, in der Kathedrale an der Konzelebration teilzunehmen. Der englische Priester war ein sehr praktischer Mann, kein großer Theologe, aber mit einem ausgeprägten Sinn für das unmittelbar Notwendige und Naheliegende. Er erhielt schließlich den Schlüssel zu dem Kapellchen in der Villa Jovis, ein ferngelegener, ungefährlicher Ort. Da würde er niemanden irritieren. An einem

späten Nachmittag stiegen wir zuerst dort hinauf, einen langen, beständig leicht ansteigenden Weg über die Höhen mit einem weiten Blick über den ganzen Golf. Oben wollte sich das Schloß nicht drehen lassen, es war in der hohen Luftfeuchtigkeit der Insel seit dem letzten Jahr eingerostet. Moderluft kam uns entgegen, als die Tür sich dann öffnete. Die Blechtüre des Tabernakels stand offen. Ein paar schmutzige Blumenvasen, standen auf der Altarplatte, eine Plastikdecke schützte ein unter ihr verfaulendes Altartuch. Die Kerzen waren heruntergebrannt. Die Stühle standen unordentlich herum. Die Sakristei sah aus, als sei sie fluchtartig verlassen worden. Leere Flaschen, ein kitschiger Kelch aus irgendeiner kupfrigen Legierung, Mausefallen, elektrische Drähte für die alljährliche Illumination, verkrustete Blumenvasen, ein Stuhl mit drei Beinen - daraus bestand das Stilleben, worauf wir blickten. Der Priester öffnete die Schubladen. Von der Feuchtigkeit zusammengebacken lagen da die Altarwäsche und die Alben, ein schimmelbedecktes zerfallendes Meßbuch kam zum Vorschein. Meine Eltern hatten mir gerade ein altes Meßbuch geschenkt, ich wollte gern eines aus der Zeit des Heiligen römischen Reiches haben, es war von 1805, also gerade noch richtig, in Regensburg herausgegeben und dies hier war dieselbe Ausgabe, mit denselben blassen naiven Kupferstichen. Die Verwahrlosung der Kapelle hatte keinen Charme, dies war kein Pompeji, sondern ein Müllhaufen, der noch nicht Kompost geworden ist. Üble Gerüche hingen in der Luft, dies war ein toter Ort.

Mein priesterlicher Freund erlaubte sich keine solchen Reflexionen. Er hatte etwas vor und verlor keine Zeit. Er öffnete das Fenster, warme Luft drang ein. Er nahm aus der Ecke einen Strohbesen und begann, die Sakristei auszufegen. Er wischte die Tischplatte sauber. Er breitete die Stoffe aus den Schubladen aus und untersuchte sie - sieh da, eine Albe war sauber und heil geblieben. Er reinigte sorgfältig den Kelch. Er fand ein verbogenes Kreuzifix und stellte es, nachdem er es geküßt hatte, auf den Sakristeischrank. Er richtete den Altar her, die Blumenvasen kamen in eine Ecke der Sakristei. Die Stühle standen bald wieder in einer Reihe. Ein neues Altartuch wurde ausgebreitet. Wir fanden zwei Kerzen, die auf die hohen Leuchter gesteckt wurden. Als „Volksaltar“ stand da ein mit Holzimitation und metallenen Weintrauben beklebter Tisch - „Der gibt eine sehr gute Kredenz“, sagte der Priester, und mit einer Bewegung stellten wir ihn an die rechte Wand. Er entdeckte das Glockenseil, stellte sich draußen auf die Leiter und befestigte es an der kleinen Glocke. Jetzt war der Bann gebrochen, die Trübsalkruste gesprengt. Durch die geöffnete Kir-

chentür wehte der Wind wie der Atem, der ein Instrument zum Klingen bringt. Der Priester legte eine fleckige violette Satinstola um, leerte eine mitgebrachte Mineralwasserflasche in einen rosa Plastiktopf, begann zu beten, fügte Salz hinzu, machte die Segensgeste und goß das Wasser in die kleinen Marmormuscheln neben dem Eingang. Ich glaubte, den Stein in einer Art Erwecken seufzen zu hören. In der Sakristei lag jetzt ein zerknittertes Meßgewand aus goldenem Lurexgewebe. Ich zog an dem Glockenseil. In der Abendluft schepperte es dünn, der Wind zerstreute den Klang in alle Richtungen. Von fern näherten sich Leute. Der Glockenklang zog sie an. Als der Priester aus der Sakristei trat, mit dem zerknitterten Goldgewand angetan, saßen etwa zwanzig Frauen und Kinder in den Reihen. Der Priester verneigte sich vor dem Altar und begann zu sprechen: „*Introibo ad altare Dei.*“

Niemals ist mir der Psalm „*Judica*“ zu Beginn der Messe so deutlich, so mit Leben erfüllt erschienen. Die Verse schienen auf das, was ich soeben gesehen und erlebt hatte, genau zugeschnitten zu sein. Es gab den Aufbruch aus der Stadt, in der diese Messe nicht gefeiert werden durfte - „*quare me repulisti, et quare tristis incedo, dum affligit me inimicus? - warum denn willst du mich verstoßen, was muß ich traurig gehen weil der Feind mich bedrängt?*“ Es gab den langen Weg auf den Berg zu der Kapelle - „*Emitte lucem tuam et veritatem tuam, ipse me deduxerunt et adduxerunt in montem sanctum tuum et in tabernacula tua - Send mir dein Licht und deine Wahrheit, daß sie zu deinem heiligen Berg mich leiten und mich führen in dein Zelt.*“ Und es gab dieses Aufräumen und Vorbereiten in der vernachlässigten Kapelle, und diese Vorbereitungen wollten mir jetzt nicht nur als ein banales Putzen, sondern auf mir neuartige Weise zur Liturgie gehörig erscheinen: „*Judica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta - Richtet mich, Gott, und scheide meine Sache von dem unheiligen Volk*“ - dieses Discernere hatte in meinen Augen der Priester vorgenommen, als er den Ort des Opfers reinigte, die Kerzen anzündete, das Wasser weihte, den Staub abwischte und die Mausefallen in die Ecke warf. Sein Aufräumen und Vorbereiten war für mich ein Abstecken des heiligen Raumes, ein Scheiden der Gens sancta von der Gens non sancta. Wie Abel oder Noah baute er erst einmal einen Altar, bevor er zu opfern begann, wie Moses steckte er den Platz für die Stiftshütte ab. Vor dem Beten stand dies Abstecken, Reinigen, Vorbereiten. Das Beten war überhaupt nur in einem solchermaßen abgesteckten Raum möglich. Mit dem Entschluß zu beten war das Überschreiten einer Grenze erforderlich, die man selbst zog, diese Grenze überschreitend verließ man das unheilige Volk und wurde zum heiligen Volk, das es wagen durfte, seine Sache Gott anzuvertrauen.

Ich möchte jetzt einmal eine Frage stellen, die mich selbst geradezu überrascht: Was hat das Christentum mit solchen Phänomenen, wie ich sie eben geschildert habe, eigentlich zu tun? Heilige Räume, die Scheidung des Heiligen vom Profanen - ist das etwas Christliches? Ich stelle diese Fragen vom frühen Christentum her, auch von der Zeit Jesu. Erleben wir das Wirken Jesu nicht als eine mächtige Revolution gegen rituelle Erstarrung? Wer wird von den Verfluchungen des Erlösers härter getroffen als die Priester und Schriftgelehrten seiner Zeit? Der Samariterin spricht er von der kommenden Zeit, in der weder auf dem Berg noch im Tempel angebetet werden wird, sondern „im Geist und in der Wahrheit“. Gewiß, er lehrt im Tempel und eifert für dessen Heiligkeit, aber wenn wir an die Orte denken, die mit dem Wirken Jesu verbunden sind, ist kaum ein ritueller darunter. Höhlen, einsame Gefilde, die Wüste, eine flache Stelle am Jordan, irgendwelche Wohnhäuser, Viehtränken, Bootsanlegestellen, sind die Schauplätze seiner größten Handlungen. Er schweift umher; um ihn herum scheinen Raum und alte Ordnung aufgehoben und eine neue Ordnung kaum sichtbar gegründet. Um ihn herum gilt kein Sabbat, kein Speisegebot, keine moralische Discernatio. Er betritt die Häuser der moralisch Unberührbaren und weist jedes rituelle Bedenken schroff zurück. Wo Jesus ist, herrscht der bitterste Mangel oder der sorgloseste Überfluß. Wenn er zeichenhaft, in der Wurzel also rituell oder künstlerisch handelt, gebraucht er dazu die Gegenstände des täglichen Lebens. Man lese einmal die mosaïschen Speisegesetze, was da alles nicht gegessen werden darf, was nicht mit diesem oder jenem zusammen, was nicht heiß oder kalt konsumiert werden darf, und sehe daneben Brot und Wein, die Beigaben, die das jüdische Opfermahl nur begleiteten. Er wäscht den Jüngern die Füße - bei dieser Gelegenheit entsteht übrigens der erste Ritenstreit der Christenheit, denn Petrus versteht diesen Akt offenbar als eine Art Taufe und will deshalb ganz gewaschen werden, und Christus belehrt ihn, daß es bei diesem zeichenhaften Waschen nicht um einen Akt der Sündenvergebung, sondern um einen Ausdruck der Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen geht. Aber auch dies Füßewaschen ist aus den Alltagsvollzügen des Lebens genommen. Der Menschensohn hat keinen Platz, wohin er sein Haupt legen kann - aber man spürt zugleich ganz deutlich, daß er einen solchen Platz, einen heiligen Ort, einen Gottesplatz, wo die Frommen um ihn herum Hütten bauen könnten, auch gar nicht haben will. Die großen Leidensstationen - ein Garten, ein Hof, eine Straße, der Hinrichtungsplatz, das zum Glück noch ganz schnell besorgte Grab - haben alle etwas Zufälliges, sie sind an die Stadt Jerusalem gebunden, das ist richtig, aber Jerusalem wird eben gerade nicht mehr als heiliger Ort erlebt, sondern als todgeweihte, zurecht

der Verwüstung anheimgegebene Stadt. Judäa war auch zu vorchristlichen Zeiten bereits „Heiliges Land“, in dem überall Erinnerungen an Gottes Handeln durch Patriarchen, Richter, Könige und Propheten gepflegt wurden. Diese Haftung an den Boden, wie sie fast jede Religion kennt, löst Jesus mit einer geradezu sakrilegischen Achtlosigkeit auf. Man kann ja sagen, daß für die alte Welt die Gottheit auf das engste mit bestimmten Orten verbunden war; um sie zu verehren, mußte man sich an ihren Wohnort begeben; wenn man diesen Ort verließ, verließ man auch den Gott. Die frühe Christenheit nach dem großen Konstantin kennt ein teilweise sehr unerfreuliches Wüten gegen die heiligen Orte der alten Religion, als randalierende verwilderte Mönche und von Fanatikern aufgehetzter Mob die Tempel anzündeten und die alten Götterbilder, die zu den größten künstlerischen Schöpfungen der Menschheit gehörten, umwarfen und zerschmetterten. Paulus wollte gar keine religiösen Feste gefeiert wissen. Für die Erlösten war jeder Tag Ostern; dieser Pilgerweg durch die Zeit, den die Menschheit, den Juden in der Wüste vergleichbar, unternommen hatte, war am Ziel angelangt, die Geschichte war zu Ende, der Getaufte lebte in einem ewigen Jetzt im Anblick Christi, zwar auf Erden nur wie durch einen Spiegel gesehen, aber in dem Bewußtsein, schon im Fleisch vom Schöpfer erkannt und umfassen zu sein.

Es kommt mir vor, daß der heftige antirituelle Affekt, den wir in vielen Phasen der Geschichte des Christentums entdecken können, in seinen Anfängen, beim heiligen Franz von Assisi, bei den protoprotestantischen Bewegungen des Mittelalters, in der Reformation Luthers und Zwinglis, im Gallikanismus und Josephinismus des 18. Jahrhunderts, in der liturgisch ikonoklastischen Bewegung unserer Tage, daß dieser antirituelle Affekt also sich zwar mit der jeweiligen Geistessituation der einzelnen Epochen verbindet, daß er darüberhinaus aber doch sehr tiefe Wurzeln im Christentum hat. Meistens sind es heftige, radikale, leidenschaftliche Bewegungen, die sich gegen den Ritus im Christentum gewandt haben; unsere Zeit bietet meines Erachtens das erste Beispiel eines liturgischen Ikonoklasmus aus religiöser Blutleere, einen Antiritualismus aus religiöser Schwäche. Ich habe aber als Kind jeden Sonntagmorgen einen durchaus kraftvollen christlichen Antiritualismus kennengelernt, der mich tief bewegt hat. Mein Vater war Protestant, meine Mutter Katholikin. Wenn die Kirchenglocken läuteten, brachen wir noch keineswegs zur Messe auf. Meine Mutter wartete noch die Glocken ab, die zum Evangelium geläutet wurden, vielleicht war das auch nur eine einzige, wartete noch ein bißchen und verließ das Haus mit mir nicht früher, als daß sie sicher sein, konnte, erst nach der Predigt in der Kirche einzutreffen. Wenn wir gingen, setzte sich mein Vater an seinen Schreibtisch und schlug eine kleine eng-

bedruckte Bibel auf. In dieser Bibel standen hinten in einer Liste die Perikopen für die einzelnen Sonntage aufgeführt; es waren, von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen, die selben wie in der katholischen Messe, ein ökumenischer Schatz, der durch die Neuordnung der Lesungen, durch unsere so hochökumenischen Reformatoren vertan worden ist. Ich sehe ihn immer noch so vor seiner kleinen Bibel sitzen, in einer Versunkenheit, als sei er der einzige Mensch auf der Welt. Er hatte, während er las, Anteil an der Raum- und Zeitungebundenheit Jesu. Sein Anblick ist mir ein Trost. Wir wissen ja nicht, wieviel Kirche man in einigen Jahrzehnten in Deutschland übriggelassen haben wird. Mit dem Propheten Daniel müssen wir sagen: „Denn die Ungerechtigkeit zu Babylon ist von den Ältesten ausgegangen, von den Richtern, welche schienen, das Volk zu regieren.“ (Dan 13,5) Das bewußte kleine schwarze Buch wird es dann aber immer noch geben, es ist der Zerstörung entzogen, oder, um Günter Haschke zu zitieren: „Die Freiheit wohnt in den Antiquariaten und im Photokopierer.“

Wenn wir nun das Nicht- oder geradezu Gegenrituelle im Christentum cursorisch betrachtet haben, müssen wir uns aber auch fragen, ob denn der christliche Ritus der lateinischen und der griechischen, der koptischen und der vielen orientalischen Kirchen tatsächlich etwas dem Christentum Fremdes, etwas Aufgesetztes womöglich, etwas bloß Kulturelles sein sollte? Könnte man sich wirklich das Christentum ohne jeden Ritus, allein mit dem kleinen schwarzen Buch vorstellen, ohne dabei das Fehlen von etwas Essentiellem beklagen zu müssen? Ist der christliche überlieferte Ritus nur das Ergebnis einer ungehemmten Inkulturation, wie das heute heißt? So könnte man das doch formulieren: die christliche Religion, die im elendesten und am wenigsten kultivierten Winkel des Römischen Reiches entstand, unter primitiven, formlosen Menschen, saugte, indem sie sich ausbreitete, alles auf, was sie an hochkultivierter Formensprache und Philosophie und Kunst rings um das Mittelmeer vorfand, ohne sich darum zu kümmern, daß diese Formen aus einer vollständig anderen Welt stammten, vollständig anderes ausdrückten, mit Jesus Christus nur höchst gewaltsam in Verbindung zu bringen waren? Was hat Jesus Christus mit dem hellenistisch-orientalischen Gott des Rauchs, dem Dionysos, zu tun, dessen Mysterienkult die griechischen Christen nicht vergessen konnten? Was hat Maria mit der Isis zu tun, von gewissen Äußerlichkeiten abgesehen? Mithraskult, kaiserliches Hofzeremoniell, Kronen und Throne, Troddeln und Quasten, antike Rhetorik, die platonische Akademie, das ägyptische Serapeion<sup>1</sup> - wie verbindet sich das mit der christlichen Reli-

<sup>1</sup> Tempelanlage, die dem ägyptisch-griechischen Gott Serapis geweiht war.

gion? Oder besitzt das Christentum etwas Wesentliches, das sich nur im Ritus erfassen läßt, das ohne Ritus verloren geht? Es gibt Katholiken, die - mit Lust an der Provokation - behaupten, daß die christliche Religion eher ohne Bibel als ohne Liturgie auskommen könne. Was ist mit dieser Behauptung gemeint? In den Jahrhunderten der Säkularisation wurde Jesus von den philosophischen, philanthropischen, aufgeklärten Schriftstellern viel Bewunderung und Sympathie entgegengebracht. Auch erklärte Atheisten sahen in Jesus einen großen Lehrer der Menschheit, einen neuen Sokrates, einen neuen Buddha. „Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit“, sagt Goethe zu Eckermann, wobei man Goethe keineswegs auf die Rolle des Aufklärers festnageln darf, sein Zitat sei nur erwähnt, weil es besonders klar eine Haltung zum Ausdruck bringt, die bis in unsere Zeit hineinreicht. Folgerichtig heißt es in den „Wanderjahren“: „Und so ist sein (Jesus) Wandeln für den edlen Teil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod.“ Jesus Christus als Lehrer - das ist auch für Christen einer der hohen Ehrentitel des Erlösers. Die wesentliche Zeit seines öffentlichen Wirkens hat er lehrend zugebracht. Aber was war seine Lehre? War es etwas Neues, was er verkündete? Man versteht schon, daß es in der Religion nicht darum gehen kann, etwas Neues zu verkünden; der Gegenstand der Religion ist nicht das Neue, sondern das Wahre. Wenn das Wahre uralte ist, dann bleibt es immer noch wahr; manchmal mag es dann auch, wenn es vergessen wurde, unversehens wieder neu erscheinen. Jesu Wahrheit war eine alte Wahrheit, er erinnerte mit seiner Autorität an vielfach Offenbartes. Daß der Mensch sich betrügt, wenn er den göttlichen Geboten durch Spitzfindigkeiten zu entkommen sucht, hatten eindrucksvoll schon die Propheten gelehrt. Das Liebesgebot stammt aus dem Alten Testament. Die einzelnen Vaterunserbitten stammen aus alter Gebetstradition, und das begründet ja auch ihren tiefen Wert. Es ist bezeichnend für Jesus Christus als Religionsstifter, daß er nichts Neues lehrte; erst recht keine neue Moral. Die gern in diesem Zusammenhang angeführte Bergpredigt widerspricht dem nicht, denn sie befaßt sich nicht mit moralischen Gesetzen. *„Selig sind die Armen im Geiste - selig seid ihr, die ihr Hunger leidet - selig seid ihr, die ihr jetzt weinet - selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen.“* Das sind keine moralischen Gesetze, das sind Beschreibungen und Beschwörungen einer neuen Schöpfung. Der Mensch, der weint, wird in einer neuen Welt und nachdem er, wie Paulus sagt, Christus angezogen hat, lachen. Es heißt nicht: *„Selig sind die Gerechten“*, sondern *„Selig sind, die hungern nach der Gerechtigkeit“* - diejenigen, die ein Gespür für die Gefallenheit der Welt und ihre eigenen Fehler besitzen und sich nach der Heilung sehnen. Diese Ungeduld,

die Sehnsucht, von der Jesus spricht, sind keine moralischen Kategorien. Sie sind nicht etwas, was man mit Willenskraft erwerben könnte. Man kann nicht arm im Geist sein wollen und hoffen, es dann auch zu werden. Die Notwendigkeit, ein neuer Mensch zu werden, ist keine Forderung der Moral. Moral und Heiligkeit sind ihrem Wesen nach Begriffe, die sich kaum berühren, was natürlich nicht heißt, es sei ein unmoralischer Heiliger vorstellbar, obwohl die russische Literatur zum Beispiel hier sehr weitgehende Seelenexpeditionen unternommen hat. Nein, was das einzigartig Neue des Christentums angeht, das, was es von allen anderen Religionen unterscheidet, man könnte auch sagen, zum krönenden Schlußstein aller Religionen macht, das ist nicht die Lehre, sondern die Person des Gottmenschen, seine Geburt von einer Jungfrau, sein Opfertod für die Sünden der Menschen, seine Auferstehung von den Toten. Eine historische, nicht mythische Person und die historischen Ereignisse ihres Lebens, die uns durch die Nennung obskurer römischer Provinzbeamter ziemlich genau datierbar sind. Es verhält sich eben ganz genau umgekehrt, wie Goethe es sah: fruchtbar sind weniger die Lehren Jesu als seine Geburt, der Tod und die Auferstehung für die Menschheit, und zwar keineswegs nur für deren edlen Teil, geworden. Erst in ihrem Kontext gewinnen die Lehren Jesu ihre Verbindlichkeit, sonst wären sie Erkenntnisse höchster Weisheit, die damit aber keineswegs der Diskussion entzogen worden wären. Im Mittelpunkt des Christentums steht das Wunder der Fleischwerdung. Erst vor ihrem Hintergrund gelangen alle Worte und Taten Jesu zu ihrer verpflichtenden Bedeutung.

Es ist dieser körperliche Gottmensch, der im Herzen der christlichen Verkündigung steht. Mit den Augen der Evangelisten erleben wir ihn, trotz der klassischen Lakonie der Evangelien, keineswegs nur lehrend, sondern auch essend und trinkend, hungernd und vor der Bitterkeit des Gallenschwamms schauernd, den Wohlgeruch der Parfümflasche genießend, empfänglich für die Schönheit der Blumen, in furchtbaren Zorn geratend, und vor allem immer wieder schweigend. An zentralen Stellen der Evangelien schweigt der Gottmensch, oder er tut andere rätselhafte, niemals entschlüsselte Dinge: er spuckt in den Staub und macht einen Teig, er schreibt mit dem Finger in den Sand Worte, die niemand entziffern kann, er brät den Jüngern einen Fisch, er vergießt Tränen, als er vom Tod des Lazarus erfährt. Ohne daß wir einen Begriff von seiner Statur und seinen Gesichtszügen erhalten, sehen wir in den Berichten der Evangelisten unablässig die Wirkungsspuren seiner Erscheinung. Die großen Konversionen der Evangelien geschehen niemals als geistige Kämpfe, als Folge von Lehrgesprächen, sokratischen Dialogen, Widerlegungen und Überzeugungen, sondern stumm. Jesus faßt irgendeinen

Menschen ins Auge und fesselt ihn damit für immer an sich. Er geht vorüber, und am Straßenrand sitzen die Bettler und Kranken, deren Ruf: „Ich glaube“ ihre Heilung auslöst. Was glaubten die Blinden und Lahmen, wenn sie Jesus vorübergehen sahen? Gewiß nicht das konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis. Sie hätten vielleicht gar nicht genau darlegen können, was sie meinten, als sie „ich glaube“ sagten; sie kannten Jesus ja gar nicht, und sie konnten auch seine Lebensgeschichte noch nicht kennen. Aber die körperliche Gegenwart des Gottmenschen und die Gewißheit, daß er genau um ihretwillen da war, schufen in diesen Kranken eine Vereinigung mit Jesus, die über alles, was man von ihm hätte wissen können, hinaus ging und gesund machte.

Die frühen Christen wußten, daß Jesus selbst die christliche Botschaft war. Fleischwerdung Gottes, Gegenwart des Gottmenschen, das war die Essenz des neuen tieferen zwingenderen Gottesbildes der Evangelien. Schon den Aposteln war klar geworden, daß sie ohne die physische Gegenwart Jesu ihren Glauben nicht bewahren könnten, und so verheißt der scheidende Jesus ihnen denn auch, daß sie auf diese Gegenwart niemals würden verzichten müssen. „*Ich bin bei euch bis zum Ende aller Tage.*“ Die Ankündigung des Paraklet<sup>2</sup> ist die Versicherung, daß die Verbindung der Seelen zu ihrem Schöpfer nicht abreißen wird, daß der Geist Gottes in seiner Kirche anwesend ist, gewiß - aber vor allem weist sie den Weg, wie sich die physische Präsenz des Gottessohnes in gewandelter Form auch nach seinem Abschied aus der sichtbaren Welt fortsetzen wird - durch das Handeln des Heiligen Geistes in der Liturgie. Einer der eigentümlichsten, großartigsten geistigen Prozesse der Weltgeschichte begann: um das spontanste, unerforschlich rätselhafteste, das im höchsten Maß persönliche Wesen der Geschichte, den Gottmenschen Jesus Christus, gegenwärtig werden, zu lassen, schuf man, oder vielmehr, bildete sich eine im höchsten Maß gebändigte, durchformte, unpersönliche und unsubjektive Liturgie. Wenn wir das Wirken des von Christus verheißenen Heiligen Geistes in der Kirche benennen wollen, dann wird gern auf die Geisterfülltheit der Konzilien und Synoden, auf die Standesgnade der Bischöfe und Priester verwiesen, die vom Heiligen Geist in ihren Lehrentscheidungen erleuchtet werden. Ich will das nicht im geringsten in Abrede stellen, nur ist es oft nicht leicht, das Wirken des Heiligen Geistes hier mit Gewißheit herauszuspüren; wir kennen Fälle, in denen der Episkopat eines ganzen großen Landes nicht nur im säkularen Sinn ehrlose, sondern auch ersichtlich vom Heiligen Geist und allen guten Geistern verlassene Entscheidungen gefällt hat. Zweifelsfrei ist der Heilige Geist nur in der Liturgie und den Sakramenten gegenwärtig, wenn er die körperliche Gegenwart Jesu bewirkt. Man könnte

verkürzt sagen, daß die heilige Messe der den Jüngern verheißene Heilige Geist ist. Jesus, dessen physische Existenz den Kern seiner Botschaft darstellte, lebt in ihr physisch, in Handauflegung, Salbung, in den Körpern von Brot und Wein fort.

Nun wußten die frühen Christen aber auch, daß diese Gegenwart Geschenk sein mußte, wenn sie denn real werden sollte, nicht Erzeugnis, nicht selbstschöpferisch behauptet sein durfte. Das Herzstück des Ritus hatte Jesus selbst gesetzt: die Brotbrechung im Abendmahlssaal, aber die frühen Christen wußten, daß diese Szene, wie aufgetragen, nicht nur einfach nachgespielt werden durfte, weil, wie sich ihnen nach und nach, aber doch schon bald nach der Himmelfahrt Jesu erschloß, dieser Abendmahlsgaugenblick auch das Opfer von Golgotha und die ewige Hochzeit des Lammes, von der die Apokalypse spricht, in sich enthielt. Aber man erfand für diesen Vorgang nun nicht einfach einen Ritus. Wenn die Brotbrechung Opfer war, dann brachten heidnische und jüdische Opferliturgien das am besten zum Ausdruck; es gab sie, Unzählige hatten in ihnen zu Gott gesprochen, sie waren Ausdruck des Wartens auf den Erlöser und konnten deshalb auch das Warten auf seine Wiederkunft darstellen. Wer tadelnd Elemente des antiken Heidentums in der Meßliturgie feststellt, der mußte ebenso streng auch die darin vorhandenen Elemente des Judentums beklagen. Als Gott in der römischen Kolonie Palästina Mensch wurde, war es klar, daß das Christentum eine römische Religion werden mußte, wenn es nicht jüdische Sekte, sondern das Licht zur Erleuchtung der Heiden, die universelle Religion schlechthin sein wollte. In der orthodoxen Kirche sind Sokrates und Platon ebenbürtig neben die Propheten gestellt, und Paulus sagte den Griechen auf dem Areopag, daß er denselben Gott verkünde, der ihnen von ihren Dichtern besungen worden sei - gewiß hat er da vor allem an das Gottesbild der griechischen Tragödie, vor allem des Sophokles gedacht. Vorgefundene anonyme, von der Menschheitsgeschichte seit dem Opfer des Abel geschaffene Formen wurden nun mit der ganzen Tiefe der göttlichen Gegenwart gefüllt. Und durch diese Anfüllung wurde aus den alten Formen natürlich auch etwas Anderes. Erinnern wir uns an die heiligen Orte, die heiligen Berge und Quellen des Heiden- und Judentums. Als die Epoche der Christenverfolgung vorbei war und das Christentum Staatsreligion wurde, wählte man vielfach heilige Orte des Heidentums, um Kirchen darauf zu errichten, aus Venustempeln wurden Marienkirchen, aus Merkurstempeln Michaelskirchen. Aber die „christliche Ortlosigkeit“, wie ich diese eigentümliche Ungebundenheit einmal nennen will, behauptete sich dennoch: heilig war nun der Ort nicht, weil er es aus sich heraus war, sondern weil dort die Messe gelesen wurde. Und der Ort, wo eine Kirche stand, war überhaupt nicht mehr dieser Ort, sondern er war

<sup>2</sup> Fürsprecher vor Gott; Heiliger Geist

Jerusalem, und er war auch nicht das reale Jerusalem, sondern, ein ideales, er war der Himmel. Und das gefeierte Opfer war nicht mehr in erster Linie eine Hinwendung der Menschen zu Gott, in der Hoffnung, durch Geschenk und Anbetung in Verbindung zu ihm zu treten, sondern es war Hinwendung Gottes zu den Menschen geworden. Immer wieder neu staunenerregend ist die Reform Jesu Christi, die einzige Reform, die diesen Namen verdient: in überlieferter geheiligter Gestalt etwas vollkommen Neues, die Umkehrung aller bis dahin geltenden Verhältnisse auszudrücken.

Ich sagte, daß Jesus und seine Jünger und die ersten Christen die Notwendigkeit erkannten, daß es zur vollständigen Erfassung der Botschaft Jesu nicht genügte, seine Lehren getreu zu tradieren - in dem kleinen schwarzen Buch, in dem mein Vater am Sonntag las zum Beispiel - sondern daß es zum Wirksamwerden dieser Lehren der Erfahrung und des Einflusses des leiblich anwesenden Jesus bedurfte. Wenn die Liturgie aber diese zum Christsein notwendige Erscheinung des körperlichen Christus sein soll, dann muß es möglich sein, sie als etwas nicht von Menschen Gemachtes zu erfahren, als etwas Vorgegebenes, Offenbartes, wie denn der östliche Mönchsvater Basilius der Große die Messe als ebenso große Offenbarung wie die Heilige Schrift ansah und daraus das strenge Verbot ableitete, an der Liturgie herumzuändern und herumzureformieren. Tatsächlich sind ja die Meßreformierer und die modernen Exegeten, die die Offenbarung der historisch-kritischen Methode unterziehen, aus demselben Holz geschnitzt. Seltsam nur, daß bei soviel archäologisch-philologischem Sachverstand dann ein Jesus herauskommt, der Ehrenmitglied der SPD hätte sein können, ebenso frauenfreundlich wie Willy Brandt und ebenso wenig auferstanden. Natürlich wissen wir, daß der Ritus seit den Tagen der frühen Christenheit nicht unverändert auf uns gekommen ist. Und dennoch können wir die alte Messe, die zu Unrecht die Tridentinische genannt wird, man sollte sie eigentlich die Messe Gregors des Großen nennen, so wie die Orthodoxen von der Liturgie des Heiligen Johannes Chrysostomos sprechen, als immer unverändert, immer gleich von oben geschenkt ansehen, weil diese Veränderungen etwas Unwillkürliches, allmählich Gewachsenes waren, die so langsam geschahen, daß niemand sie so richtig bemerkte. Nicht von Ideologien verblendete Wissenschaftler am Schreibtisch, sondern die Beter in der Messe haben die allmählichen und beständigen Veränderungen des Ritus im Lauf der zweitausendjährigen Liturgieschichte geschaffen. Nur Heilige wie Ambrosius oder Augustinus oder Thomas von Aquin sollten der Heiligen Messe etwas hinzufügen dürfen, niemals Männer in Büros, und lägen dieselben auch in der Vatikanstadt. In Bezug auf das Priestertum der Frau sagte mir ein Priester: „Der Gedanke, daß

die Frauen durch die Verweigerung des Priestertums von den Entscheidungen der Kirche ausgeschlossen sind, ist nur eine Frucht des Modernismus, der in die Kirche eine Flut von Entscheidungen gebracht hat: theologische, liturgische, moralische, juristische. Ein Priester hatte früher gar nichts zu entscheiden. Er hatte sich zu unterwerfen. Ein Priester besaß keine Macht, und er hat auch keine Macht zu haben.“ Das gilt genaugenommen sogar für das Papsttum: die päpstliche Unfehlbarkeit ist nichts anderes als die Unterwerfung des Papstes unter die Offenbarung und die Lehre aller Zeiten.

Wir wissen, daß die geheimnisvolle Wirkung der Tradition, das längst Vergangene gegenwärtig zu machen, empfindlich gestört worden ist. Sakralität heißt eigentlich Unantastbarkeit, und diese Unantastbarkeit ist gründlich verletzt worden und wird freventlich oder töricht täglich aufs Neue verletzt. Sogar in der kleinen Schar, die vom Ritus nicht lassen will und kann, gibt es Reformeifer, der nur mit der Sucht zur Selbsterstörung erklärt werden kann, wie sie kleine erfolglose Oppositionsgruppen gelegentlich befällt. Das hochbelastete Wort „Pastoral“ klingt stets an, wenn liturgische Änderungen durchgesetzt werden sollen. Hirten Sorge heißt Pastoral, aber wir sind schon gewohnt, es anders zu übersetzen: „Wir, die Kleriker, entscheiden, wieviel vom Glanz der Wahrheit dem verwirrten dummen Volk zuträglich ist.“ Wer unter Opfern und Kämpfen den Weg zur großen christlichen Liturgie gefunden hat, wird sie sich aber von niemandem, keinem progressiven und keinem konservativen Kleriker mehr nehmen lassen. An die Zukunft müssen wir dabei nicht denken. Die Aussichten für ein liturgisches Christentum sind schlecht. Das Zukunftsmodell der christlichen Religion scheint, von heute aus betrachtet, die nordamerikanische Sekte zu sein, das schrecklichste Gesicht, das die Religion auf der Welt angenommen hat. Aber was geht einen Christen die Zukunft an? Er ist für sein eigenes Leben verantwortlich; er kann nur entscheiden, ob er von dem Anblick des liturgischen Christus lassen kann, solange sich dieser Christus uns noch zeigt.

*Martin Mosebach*